Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten

Klöden, Karl Friedrich von

Berlin, 1889

Zweites Kapitel

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-1677

Visual Library

Zweites Kapitel.

Es war ein schöner Sommermorgen, als früh ein Trupp Reiter sich aus dem Thore der kaiserlichen Burg Tangermünde durch die Vorstadt Hünerdorf den Weg nach Arneburg entlang bewegte. Vorauf ritten drei Reiter, deren kriegerische Haltung und glänzende Rüstung ohne Mühe erraten ließ, daß sie Männer von Bedeutung und die Befehlshaber des Zuges waren. Der mittlere war unstreitig der vornehmste von ihnen, aber er schien eben nicht der heiterste zu sein. Den leichten schwarzen Harnisch bedeckte ein weiter Mantel, statt des Helmes, den einer der nachfolgenden Knappen vor sich auf dem Sattel befestigt hatte, schmückte ein Barett sein stark lockiges Haupt, und er schaute finster vor sich hin, schweigsam in sich gekehrt, ohne zu beachten, was um ihn vorging. Ähnlich gekleidet, nur stärker bewaffnet, waren seine Begleiter zur Seite, deren Häupter der Helm schützte. In einiger Entfernung folgte der Zug der Knechte und Dienstleute. Der ganze Zug trug die mecklenburgischen Farben.

Schon hatte man sich von der Stadt weit entfernt, und ihre Türme hüllten sich in den Duft der Ferne; die Thautropfen, welche an den Spitzen der Gräser in unendlicher Menge gefunkelt hatten, waren bereits von der höher gestiegenen Sonne aufgesogen, und noch immer verharrten die drei Reiter im Schweigen. Einige hingeworfene Worte des einen fanden keinen Anklang, und blieben unbeantwortet. Nur das Stampfen der Rosse und das Gemurmel des Gefolges unterbrach die düstere Stille.

Da hielt der Reiter rechts sein Roß ein wenig zurück, und so wie es der Reiter links gewahrte, that er desgleichen. Beide schlossen sich dem voraufreitenden Herren an, jedoch so, daß sie hinter ihm einige Schritte zurückblieben.

Der Reiter rechts, ein Mann von etwa 43 Jahren, aus dessen Helm ein festes kräftiges Gesicht hervor sah, brach endlich das Schweigen und sprach zu seinem Gefährten: Wir hätten auch wohl statt der schweren Rüstung eine leichtere Kleidung anlegen können, welche die Julisonne weniger stark erhitzt. Ist doch jetzt Friede im Lande ringsum

auf lange Zeit, und nirgend eine Wehre von nöten. Wir werden heute manchen Schweißtropfen zu vergießen haben.

Da wandte sich sein Nachbar, um dessen Mund ein leises Lächeln spielte, zu ihm, und erwiderte: Edler Herr, was ihr von dem saget, das da kommen werde, ist viel gewisser, als das, was nach eurer Ansicht ist.

Der Erste. — Wie meint ihr das? Ist der Friede nicht verbrieft und versiegelt auf lange Zeit?

Der Andere. — Scherzet nicht, Herr Busso. Brauche ich euch zu sagen, in welcher Täuschung der Kaiser befangen, wenn er wähnt, ein Brief könne das Schwert in der Scheide zurückhalten? Das ist freilich die Grille aller, welche sich den Pfaffen hingeben, und es mit den Städten halten; sie meinen, man brauche nur zu schreiben, dann werde etwas gethan, oder auch wohl das Thun zurückgehalten. Thörichter Wahn! Ich werde all dieses Geschreibes ungeachtet mein Schwert nicht einrosten oder meine Waffen bestäuben lassen, denn es wird bald genug die Zeit kommen, wo wir sie brauchen werden.

Busso. — Ich gestehe euch, Herr Cuno, daß auch ich kein rechtes Vertrauen zu dem Geschreibe hege, obgleich das eure doch geringer zu sein scheint, als das meinige, und manches ist mir sehr bedenklich. Sprecht Herr Ritter, seht ihr vielleicht schon einen Friedensbruch durch das Pergament schimmern?

Cuno. — Wenn mein Vertrauen ein geringeres als das eure ist, so geziemt sich das für euren Lehnsmann nicht anders. Aber, edler Herr, darf ich denn frei sprechen zu euch, der ihr wegen eurer Herrschaft Putlitz zu Mecklenburg, und wegen Wittenberge zur Mark gehört? Was ich zu sagen habe, trifft euren Herrn.

Busso. — Ihr seid ein Schalk, Herr Ritter. Ja, wenn es noch meinem lieben lustigen leichtsinnigen Markgrafen Otto gälte, der bei allen seinen Fehlern doch wußte, was er dem Adel schuldig war, und ihn gewähren ließ, dann wäre es ein anders. Aber dieser kaum den Windeln entlaufene Markgraf Wenzel, den der Kaiser auf seinen Finger setzt wie eine Drahtpuppe und glauben machen will, wenn er gesprochen, habe dieser geredet, — nein, ich habe kein Herz für ihn.

Cuno. — Und doch glaubt ihr, daß Verträge mit diesem Knaben abgeschlossen, unauflöslich sind?

Busso. — Ihr vergeßt, daß sie auch zugleich stets mit dem Kaiser abgeschlossen werden, und es ist denn doch ein anderes, wenn ein Kaiser sie mit seinem Worte besiegelt, als wenn es ein bloßer Ritter thut.

Cuno. — Mit Gunst edler Herr, ein Kaiserwort wiegt nicht um ein Haar schwerer, als ein Ritterwort. Ein Ritter soll und muß sein Versprechen halten, mehr kann auch im besten Falle der Kaiser nicht

thun. Fast aber möchte es scheinen, als ob kaiserliche Majestät mehr habe thun wollen, denn sie hat versprochen, was sie nicht halten kann, und dann findet ein Vertrag gar bald ein Ende.

Busso. — Wie das Herr Ritter?

Cuno. — Habt ihr vergessen, daß ein Fürst nach den Reichsgesetzen nie mehr als eine Kur besitzen kann, weil ihm sonst bei der Kaiserwahl zwei Stimmen statt einer gebühren? Wie kann denn nun der König von Böhmen als Inhaber der böhmischen Kur zugleich die von Brandenburg besitzen?

Busso. — Aber ihr vergesset, daß auf dem Landtage darüber bereits verhandelt und festgesetzt worden ist, daß Wenzlav König von Böhmen bleiben, die Kurmark Brandenburg aber auf seinen jüngeren Bruder Siegismund übergehen soll.

Cuno. — Richtig. Aber ist alsdann Brandenburg noch bei dem Könige von Böhmen? Ist dann nicht der so eben feierlich mit der Mark eingegangene Vertrag als aufgelöset zu betrachten? Wie man sich auch herauswickeln mag, in jedem Falle wird gegen feierliche Festsetzungen verstoßen, und ohne Zweifel wird die neue Festsetzung des Kaisers dem alten Reichsgesetze weichen müssen. Gehört aber die Mark Brandenburg nicht zu Böhmen, was wollen dann alle Verträge, welche man mit der Krone Böhmen geschlossen, in Bezug auf Brandenburg bedeuten? So lange der Kaiser lebt, geht es vielleicht; aber auch Kaiser müssen sterben, und dann —

Man stand vor dem Thore von Arneburg, welches damals der Witwensitz der verwitweten Markgräfin von Brandenburg Ingeburg, Gemahlin Ludwigs des Römers, jetzigen Gräfin zu Holstein und Stormarn war, und wie die Stadt Werben zu ihrem Leibgedinge gehörte*). Ein Knappe sprengte vor und stieß ins Horn. Der Thorwärter auf dem Turme fragte nach dem Begehr, und der Knappe erwiderte: des hochgebornen Herzogs und Fürsten Albrecht von Mecklenburg Gnaden begehre mit seinen Mannen friedlichen Ein- und Durchritt durch die Stadt. Bald darauf öffnete sich das Thor, und der Zug ritt hinein. In einer Herberge wurde Halt gemacht, und man beschloß, während der größten Hitze hier zu rasten, und erst, wenn der Tag etwas kühler geworden, weiter zu reiten. Bald war ein reges Leben im Hause, und kaum vermochte der Wirt alle Anforderungen seiner durstigen Gäste rasch genug zu befriedigen, die sich das weit und breit berühmte und vielbesungene Gardelegensche Bier, Garlei genannt, vortrefflich schmecken ließen. Die drei Herren waren vom Wirte in ein besonderes Zimmer gebracht; die Knappen und reisigen Knechte trieben ihr Wesen in der

*) v. Ledebur, Archiv Tl. I. S. 41. 42.

Wirtsstube und saßen lärmend auf Bänken hinter den langen Tischen, die Krüge mit zinnernen Deckeln vor sich hingepflanzt, oder trieben sich umher in dem Zimmer und schäkerten mit den aufwartenden Mägden. Unter den Knechten befand sich der sechsundzwanzigjährige Dietrich Schwalbe, früher im Dienste des Bischofs von Havelberg, seit drei Jahren in dem des Ritters Cuno von Quitzow auf Quitzhövel.

Um 11 Uhr wurde den Herren das Mittagsessen auf das Zimmer getragen, und auch für die Knechte, mit welchem Namen damals auch die adeligen Knappen belegt wurden, richtete man den Tisch an. Nach dem Essen streckte sich ein Teil der Gesellschaft auf Tische und Bänke, um bis zum Aufbruche zu schlafen, während ein anderer Teil der Knechte in den Ställen bei den Pferden beschäftigt war.

Die Zeit des Aufbruchs war da, und bald war alles gerüstet und reisefertig. Einige schnell geschlossene Bekanntschaften mit den Mägden des Hauses wurden mittels weniger traulicher Abschiedsworte in den Ecken des Hausflurs und hinter der Treppe bis auf gelegenere Zeit vertagt und dann rasch abgebrochen. Was die Reiter versäumt hatten, holten die Pferde wieder ein, und schon dicht vor dem Thore nach Werben war der ganze Trupp beisammen.

Man ritt ein wenig scharf zu, denn man hatte bis zum Nachtquartier noch mehr als drei Meilen zu machen. Diese Schnelle der Bewegung gab dem Zuge ein noch kriegerischeres Ansehen, als er ohnedies schon hatte, und sie wunderten sich deshalb nicht, als mehrere Wächter auf den hier und da an schicklichen Stellen erbauten steinernen Warten ins Horn stießen, den Hirten damit ein Zeichen gebend, sich mit ihren Herden zu flüchten. Die Hunde jagten eilfertig bellend das Vieh zusammen, und in ängstlicher Hast floh die Herde dem nächsten Walde oder Dorfe zu. Es war damals nur zu gewöhnlich, daß ähnliche Reiterhaufen die Herden überfielen und davon trieben, denn nicht überall, wie es das Gesetz der Ehre verlangte, wurde darauf gehalten, den Frieden abzusagen, und die Feindseligkeit war oft da, ehe man sich ihrer gewärtigte. Niemand vermochte einem Reiterhaufen anzusehen, was er im Schilde führte, wenn man auch das Wappen erkannte.

Die Sonne war ihrem Untergange nahe, als sich vor ihnen die Stadt Werben mit ihrer doppelten Mauer, besetzt mit einem reichen Kranze dicker runder Türme erhob. In mitten dieser Umgebung ragte hoch die Kirche zu St. Johann über die Dächer der Stadt hinweg. Man erreichte endlich das Thor, und erhielt den Einlaß. Nur ein Trunk vor der Herberge wurde gestattet und dann sofort weiter geritten. Der dicke gewaltige Turm des Elbthores, in seinem unteren Teile der Sage nach ein römisches Mauerwerk mit zwölf Fuß dicken Mauern*),

*) Bekmann, Beschreibung d. Mark. V. I. Kap. VIII. S. 5.

aus dessen oberstem Stockwerke der Thorwärter gemütlich auf unsere Reiter herabschaute, wurde von Dietrich Schwalbe und mehreren seiner Genossen als ein Heidenwerk mit einer Art von Schauer betrachtet, und man unterließ nicht, beim Hindurchreiten ein Kreuz zu schlagen. Unmittelbar darauf lag die Elbe in ihrer ganzen Breite vor ihnen, aus deren Gewässer der leuchtende Abendhimmel lieblich wiedergespiegelt wurde. Die hier vorhandene Fähre, welche die Verpflichtung hatte, die Bewohner von Quitzhövel unentgeltlich überzusetzen*), führte nach und nach die Reiter an das jenseitige Ufer des Stromes hinüber und legte auf Quitzhövelschem Gebiete an. Nur noch eine Viertelmeile mußte zurückgelegt werden, um Dorf und Schloß Quitzhövel zu erreichen, das Ziel der heutigen Reise.

Schon von fern waren unsere Reisigen von der Burg aus bemerkt und erkannt worden, und mit freudigem Ungestüm tummelten sich die Knechte und Burgleute auf der Schloßbrücke, ihren Herrn und seine hohen Gäste zu empfangen. Mit gewaltiger Eile drängten sich die Hunde hindurch und stürzten freudig bellend dem Trupp entgegen. Die Burgleute zogen mit freundlichem Nicken ihre Kappen, mehrere Edelknechte traten an ihren Herrn hinan, denen er mild die Hand reichte, und bei welchen er in kurzen Worten sich nach dem Stande der Dinge erkundigte.

Da kamen ein paar Knaben athemlos gesprungen, der eine etwa acht, der andere vierjährig, denen mühsam die kleine Schwester folgte, welche doch der stattlichen Mutter vorausgeeilt war. Ohne weitere Rücksicht auf die begleitenden Fremden drängten sich die Kinder an das Pferd des Vaters, der kaum durch das Burgthor eingeritten war; jeder der Knaben packte eines seiner Beine, und beide im Vereine mit ihrer Schwester schrieen dem Vater so hastig die Ausbrüche ihrer kindlichen Freude, vergesellschaftet mit dem Gekläffe der Hunde zu, daß kein Wort zu verstehen war. Beide Knaben wollten den Vater vom Pferde haben, aber keiner ließ los, und um ihnen nicht wehe zu thun, mußte er sitzen bleiben, bis die Mutter heran kam, welche sittig ihren Herrn und seine Gäste begrüßte und diese einlud, ihr zu folgen. Die Herrschaft begab sich in das Schloß, die Knechte führten ihre Pferde zu Stalle, und bis spät in die Nacht ertönten auf dem Hofe noch Erzählungen von der Herrlichkeit zu Tangermünde.

Oben im Schlosse fanden die Herren durch die Sorgfalt der Frau von Quitzow einen stattlichen Nachtimbiß bereitet. Herzog Albrecht fand bei dieser Beschäftigung und der liebenswürdigen Hausfrau zur Seite seine gute Laune wieder, versicherte, daß es ihm selten besser geschmeckt habe und begab sich dann wie alle übrigen zur Ruhe.

*) A. a. O. S. 35. 40.

Am andern Morgen früh nach eingenommenem Morgenimbiß verließ der Herzog mit Busso Gans von Putlitz Quitzhövel, um nach Putlitz zu reisen, von wo der Herzog dann allein mit seinem Gefolge sich nach seiner Hofburg begeben wollte. Beide waren so artig, die fernere Begleitung des Ritter Cuno zu verbitten. Auch ohne diese war der Zug immer noch stattlich zu nennen.

Wir sind nun in Quitzhövel, und haben uns mit dem Orte, wie mit der Familie, in welche wir eingeführt sind, näher bekannt zu machen.

Das Dorf und die Burg Quitzhövel lag anderthalb Viertelmeilen vom Einflusse der Havel in die Elbe, und eine Viertelmeile vom nördlichen Ufer der letzteren entfernt in der Priegnitz, oder wie die Provinz in jener Zeit auch wohl genannt wird, in der Vormark. Nur das Dorf ist noch vorhanden, die Burg aber längst verschwunden. Ehemals war die Entfernung von der Elbe geringer als jetzt, da der Fluß an der nördlichen Seite Land angespült, und hierdurch seinen Lauf geändert hat.

Auf dieser Burg hauste der Ritter Cuno von Quitzow, der in der Gegend begütert war und namentlich Anteil an dem Schlosse und Dorfe Rühstädt, nahe der Elbe, hatte, das dem größeren Teile nach seinem Vetter Wedego von Quitzow gehörte*), aber das Erbbegräbniß der ganzen Familie war, und davon den Namen erhalten hat. Sein Bruder Johann, auch wohl nach slavischer Sitte Iwan genannt, lebte auf seinen Gütern in der Nachbarschaft. Alle waren Lehnsleute der Edlen Gänse von Putlitz, welche zu der Zeit zu Mecklenburg gehörten.

Die Quitzows waren ein altes Geschlecht, das seinen Ursprung von den Grafen von Lindow und Herren zu Ruppin ableitete**). Seit alten Zeiten waren sie hier bereits angesessen aber keiner hatte sich einen so ausgebreiteten Ruf der Tapferkeit erworben, als unser Ritter Cuno oder wie er gewöhnlich genannt wurde, Köhne. Eine Menge siegreich beendigter Fehden hatte ihn weithin berühmt gemacht, und ungeachtet der großen Kampflust des damaligen Adels und der Städte ließ man ihn jetzt gern in Ruhe, wenn er nur Frieden hielt, was eben freilich nicht seine Liebhaberei war. Er war einer der ersten Ritter dieser Gegend, nicht bloß dem Range sondern auch der Zeit nach. Das eigentliche Ritterwesen hatte sich erst während der Kreuzzüge vollständig ausgebildet, und war daher in diesen Gegenden noch neu. Es war erst jetzt eine wirkliche Institution, ein Orden geworden, zu welchem nicht

*) Preuß. Brandenb. Miscellen Tl. II. S. 68.

**) Munsterus ap. Garcaeum, edit. Kraus. S. 146. Indessen ist kaum zu zweifeln, daß es von den Wendenhäuptlingen abstammt.

allein edle Geburt genügte, sondern der persönlich erworben sein wollte, welcher seinen Mitgliedern bestimmte Verpflichtungen auferlegte, und der mehr als ein bloßer Ehrentitel ihnen auch auszeichnende Rechte gewährte. Jeder, der zum Schilde, d. h. edel geboren, war, selbst wenn seine Geburt eine höhere als eine adlige, dennoch in Bezug auf diesen Stand nichts als ein Knappe, Knecht, Schildträger, Edelknabe oder Edelknecht, welche Ausdrücke alle gleich viel bedeuteten. Sein Ehrenname war: kräftiger Knappe. Nur besonders tapfere Thaten und Gesinnungen der Ehre machten ihn würdig, zum Ritter aufgenommen zu werden; allein nur der Kaiser vermochte ihm in Deutschland durch den Ritterschlag diese Würde zu erteilen. Späterhin erteilten jedoch die Landesherrn als Stellvertreter des Kaisers und zuletzt kraft eigener Machtvollkommenheit die Ritterwürde durch den Ritterschlag. Der Ritter übernahm damit zugleich die Verpflichtung, den Gesetzen des Rechts und der Ehre gemäß zu handeln. Als Auszeichnung erhielt er den Rittergürtel und goldene Sporen, welche niemand anders tragen durfte. Sie erhielten im Heere einen ansehnlichen Rang, unterschrieben sich in den Urkunden zuerst und setzten sich dem hohen Adel vor; auch erhielten sie den Namen Ritter als Ehrentitel (milites, equites), nach welchem selbst Fürsten geizten, und hießen ausschließlich veste und strenge Herrn (strenui milites, strenui viri). Selbst auf ihre Frauen wurde der Titel Ritterin (Militessa, Equitessa) nicht selten ausgedehnt*).

Ritter Cuno war sich des vollen Gewichtes seiner Würde bewußt, die er schon lange erhalten und bestrebte sich, wie das Ansehen derselben zu behaupten, so alle ihm damit auferlegten Pflichten zu erfüllen und das Ideal eines Ritters, so weit sein Geist sich dasselbe gestalten konnte, in seiner Person darzustellen. Freilich war Tapferkeit und unbeugsames Festhalten des als Recht erkannten die Haupttugend. Die Begriffe der Ehre und auch des Rechts waren jedoch sehr unbestimmt und verworren nicht bloß in seinem Kopfe, sondern in allen seinen Zeitgenossen dieser Erdengegend. Daher denn der unaufhörliche Streit darüber, der nur selten anders als durch Gewalt zum Schweigen gebracht werden konnte. Der Verfolg unserer Geschichte wird uns mannigfache Gelegenheit geben, darauf hinzuweisen, wie verschieden die Ansichten über Ehre und Recht von den unsrigen waren, und unsere denkenden Leser werden nur dann sich manche anscheinende Wunderlichkeiten dieses Zeitalters erklären können, wenn sie sich den damals geltenden Maßstab für jene einflußreichen Begriffe mit Hülfe unserer Darstellung verschafft haben werden.

*) v. d. Hagen, hist. geneal. Beschr. d. Geschlechts derer von Uchtenhagen S. 9. 10. Wohlbrück, Nachrichten von dem Geschlechte von Alvensleben Tl. I. S. 45 f.

Es war nicht die Schuld unseres Ritters, wenn er in dieser Hinsicht sich nicht über seine Umgebung erhob. Wie hätte man in einer Zeit, in der es an aller Wissenschaftlichkeit in dieser Erdengegend mangelte, wo das Leben nur auf die eigene Erfahrung, auf Tradition und Herkommen basiert war, über so schwierige Begriffe und die daraus abzuleitenden Folgerungen ins Klare kommen können? Reicher und schöner hatte sich das Leben bereits in Italien und Frankreich sowie in Ober-Deutschland entfaltet, und es äußerte sich in fester begründeten Staatseinrichtungen, in gefälligeren Lebensformen und in dem Hervortreten der Kunst in großartigen Werken wie nicht minder in den Ansichten über Staat und Kirche und ihr gegenseitiges Verhältnis. Von alle dem war in jener Zeit im nordöstlichen Deutschland nichts zu finden als Anfänge, die eine bessere Zeit hoffen ließen. Gläubig nahm man die Satzungen der Kirche an, ohne darüber viel zu grübeln, und man gefiel sich in einem eifrigen bigotten Befolgen derselben. Deshalb hat die Mark keinen namhaften Ketzer hervorgebracht. Durch die Übertragung hatte sich still und unmerklich gar vieles aus den Ansichten und Meinungen der früheren slavischen Bevölkerung des Landes erhalten, und mit den Satzungen der Kirche amalgamiert, was diese zwar nicht anerkannte, aber stillschweigend duldete, indem sich selbst die Geistlichen solcher Ansichten nicht erwehren konnten. Dies und der natürliche praktische Verstand des Volks ließ hier die Übungen der Religion nicht in der finstern Gestalt auftreten, welche sie an vielen Orten angenommen hatten, und selbst das Klosterwesen gestaltete sich weniger streng, als anderwärts; kein Wunder, wenn die Geistlichkeit in ihren praktischen Ansichten und Lebensmaximen sich oft freier äußerte, als die Kirche es gestatten durfte. Darum hat man in der Mark keinen Ketzer verbrannt, aber eben darum hat auch die Mark keinen namhaften Heiligen hervorgebracht. Wohl aber ließ dieser Sinn in späterer Zeit den Samen der Reformation kräftig gedeihen.

Der Geist der Ritterlichkeit hatte in der Mark ebensowenig die gefälligen Formen angenommen, welche ihn anderwärts auszeichneten, insonderheit fehlte das eigenartig romantische Wesen des französischen Ritters der damaligen Zeit hier noch gänzlich. Die dort vorgeschriebenen Pflichten gegen die Frauen scheinen hier unbekannt, oder doch als Nebensache behandelt worden zu sein, obgleich zartere Gefühle der Liebe dem Herzen nicht fremd waren, wie die Minnelieder des früheren Markgrafen Otto mit dem Pfeile beweisen. Überhaupt regte sich der Sinn für Poesie im Volke, und es ging selten eine bemerkenswerte Begebenheit vorüber, ohne daß ein Lied darauf gemacht wurde, welches im Munde des Volkes umlief und, fleißig gesungen, noch den Nachkommen das Andenken an die That bewahrte. Noch jetzt besitzen wir manches

dieſer Lieder, und es ſollen deren einige im Verfolge der Geſchichte mitgeteilt werden. Nicht ſowohl eine dichteriſche Auffaſſung zeichnete ſie aus, als vielmehr eine humoriſtiſche, die Sache gern in das Scherzhafte, Launige und Spöttiſche wendende. Mehr oder weniger wird man dies in keinem vermiſſen.

Rechne man es daher unſerm Ritter nicht zu hoch an, wenn er kein franzöſiſcher Ritter war. Niemand vermag ſeiner Zeit um mehr als einige Schritte vorauszukommen, und ſelbſt dies iſt die Sache weniger. Er fühlte dabei wohl, daß ihm noch manches fehle; umſomehr war er bemüht, ſeine Kinder, für welche er die herzlichſte Liebe fühlte, ihrem Stande und ihrer Beſtimmung gemäß zu erziehen.

Von der Tochter war dabei freilich nicht viel die Rede, denn damals forderte man von dem Weibe wenig mehr, als daß es die Ordnerin des Haushalts und die Pflegerin des Mannes ſei. Dieſe Erziehung gewährte die Mutter der Tochter. Die Erziehung der Söhne beſorgte ſie ausſchließlich nur in den früheſten Jahren, dann ging ſie in die Hände der Männer über. Freilich aber war von einem regelmäßigen Plane und der Durchführung desſelben nicht die Rede. Es kam nur darauf an, jede vorkommende Gelegenheit möglichſt zu benutzen, um die Söhne zu ritterlichen Tugenden und Grundſätzen zu gewöhnen, ſie darin zu üben und bis auf das Höchſte zu vervollkommnen. Nichts auf ſich ſitzen zu laſſen und kein Unrecht zu dulden, das der eigenen Perſon widerfuhr, war ein Hauptgrundſatz unſeres Ritters. Sich den Satzungen der Kirche ohne Grübeln zu fügen und in der Abwartung ihrer Gebräuche den Unterthanen mit gutem Beiſpiele vorangehen und dadurch die eigene Seligkeit zu gewinnen, ein zweiter. Übrigens lag ihm die Kirche nicht ſo ſehr am Herzen, daß er ihr und ihren Dienern mehr als das Gebräuchliche geopfert hätte. Mönche waren ihm wegen ihres Mangels an allem ritterlichen Sinn nicht zuſagend, und hätte er ihren Beruf und Stand nicht als einen heiligen angeſehen, er hätte ſie verachtet. Mehr galten ihm die Weltgeiſtlichen und Prieſter, beſonders wenn ſie von guter Geburt waren und ſich durch Kenntniſſe auszeichneten, welches letztere ſelten genug war. Man wolle jedoch daraus nicht etwa ſchließen, daß er ein beſonderer Verehrer wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe geweſen wäre. Er hielt ſie nur bei dem Geiſtlichen als etwas zu ihm Gehörigem in Ehren; bei dem Ritter fiel es ihm nicht ein, ſie zu vermiſſen oder zu ſchätzen, wie denn auch ihm ſelber alles dahin zu Rechnende gänzlich abging. Außer den Meßbüchern auf den Altären und den Brevieren in den Händen der Geiſtlichen hatte er wohl kaum ein Buch in ſeinem Leben geſehen, geleſen aber gewiß nicht, denn er konnte weder leſen noch ſchreiben, obgleich er beide Fertigkeiten ihres Nutzens wegen ſchätzte. Seiner Anſicht nach waren ſie aber zu ſchwer, als daß ein Menſch, der anderes zu

thun habe, sie erlernen könne. Gab es doch selbst Geistliche, die nur sehr mühsam lasen.

Natürlich war die Erziehung, welche unser Ritter seinen Söhnen gab, nicht dahin gerichtet, ihnen wissenschaftliche Kenntnisse beizubringen. Wie wäre das auch anzufangen gewesen, da es in der Burg Quitzhövel kein Buch und überhaupt nichts Geschriebenes gab, als die auf sein Besitztum bezüglichen Urkunden?

Was der Mensch nicht kennt, begehrt er nicht. Die Erziehung unseres Ritters war nur darauf gerichtet, seine Söhne zu wackern Rittern zu bilden, frühzeitig das Gefühl für Ehre in ihnen zu entwickeln, das Gefühl für das eigene Recht und die eigene Unabhängigkeit in ihnen rege zu machen, und sie zu gewöhnen, sich klug in den Verhältnissen des Lebens zu benehmen. Der Gesichtskreis unseres Ritters reichte nicht so weit, in seinen Söhnen die Begriffe des Rechts und der Freiheit im allgemeinen auszubilden. Er beschränkte dies bloß auf die eigene Person, ohne zu gewahren, daß seine Kinder dadurch notwendig Egoisten werden mußten. Seiner Meinung nach hatte ein jeder mit sich selbst genug zu thun, um sich durch das Leben zu schlagen, und dies war auch nach ihm hinreichend zum Wohle des Ganzen. Denn, sagte er, wenn Unrecht gethan wird, so thut einer dem andern Unrecht. Wenn nun Jeder dafür sorgt, daß ihm kein Unrecht gethan werde, so könne überhaupt keines gethan werden, und jeder müsse recht handeln. Gefährdet einer die Unabhängigkeit und Ehre des andern, so brauche wiederum nur jeder dafür zu sorgen, daß die seinige nicht gekränkt werde, so müsse dies notwendig unterbleiben. Wer es aber dulde, verdiene nichts Besseres. Höchstens habe man auf seine Freunde dabei einige Rücksicht zu nehmen. Für das Wohl, das Recht oder das Heil anderer zu sorgen, gehe über die Kräfte des Menschen, und nur die Heiligen hätten in dieser Beziehung ein Übriges gethan; auch vermöchten es wohl die Geistlichen durch Gebet und Kasteiungen, was jedoch einem gewöhnlichen Christenmenschen nicht anzumuten sei. Wie weit diese Grundsätze bei seinen Kindern anschlugen, wird sich weiter hin zeigen.

Vor allem aber lag es unserm Ritter am Herzen, die Körperkräfte seiner Söhne auszubilden, sie in allen ritterlichen Fertigkeiten bis zur Meisterschaft zu üben, und ihnen Mut und Unerschrockenheit, Geistesgegenwart und Entschiedenheit zur andern Natur zu machen. Nach der Meinung unseres Ritters waren diese Eigenschaften dem Menschen nicht angeboren, sondern Sache der Übung und Gewohnheit, die man sich erwerben müsse, und eben deshalb sei es ein Verdienst, sie zu besitzen, wozu vor allen der Adel berufen sei. Zum Schilde werde man geboren, und das sei etwas; zum Ritter mache man sich selbst, ob auch der Ritterschlag fehle, und das sei mehr.

Diesen Grundsätzen gemäß verstand denn der achtjährige Dietrich bereits sein kleines Roß zu satteln, zu zäumen und gehörig zu tummeln, und selbst der vierjährige Hans saß bereits nicht schlecht zu Pferde. Die Armbrust vermochten sie noch nicht zu spannen, aber dem Pfeile wußte der Älteste bereits mit ziemlicher Sicherheit seine Bahn anzuweisen. Übungen mit Lanze und Schwert wurden, soweit die Kräfte es gestatteten, täglich vorgenommen, und die Jagd bot das schönste Mittel dar, alle Kräfte in Thätigkeit zu setzen und zu vervollkommnen.

Gern erzählte der Vater seinen Söhnen von den Thaten der Vorfahren. So viel es ihm möglich gewesen war, hatte er ihre Bildnisse sich zu verschaffen gewußt und sie im Ahnensaale aufgehängt. Wo diese fehlten, — und das war bei vielen der Fall, — hingen ihre Waffen an der Stelle, und über den Waffen waren Wappen und Name befindlich, welcher letztere freilich allen unleserlich war. Von seinen eigenen Thaten sprach er nur, insofern andere dabei beteiligt waren. Alles Übrige erfuhren die Knaben von den Edelknechten. In diesem Wissen bestand ihre Weltgeschichte.

Gern gesehen war der Oheim, Herr Johannes, denn er war redselig, und wenn er zum Besuche kam, spielte er gern mit den Knaben und wußte ihnen viel zu erzählen. Ein zweiter Oheim, ebenfalls ein Bruder des Herrn Cuno, lebte auf dem Schloß Stavenow und hieß Claus, kam aber seltener nach Quitzhövel.

Ein lieber Spielgefährte war ihnen der zehnjährige Caspar, Sohn des Lehnsherrn Busso Gans Edlen von Putlitz, der jährlich ein paarmal auf mehrere Wochen zum Besuch kam. Da er der einzige Sohn war, fehlten ihm die Spielgefährten, und der Vater sah es daher gern, wenn er nach Quitzhövel verlangte, wie er wiederum auch den Besuch der Quitzows bei sich gern sah. Diese Freundschaft war für das ganze Leben von Wichtigkeit.

Auch die Umgebung von Quitzhövel war wohl geeignet in den Knaben den Sinn für Ritterlichkeit zu wecken. Die Nähe der von ihnen viel besuchten alten Bischofsstadt Havelberg und ihr städtischer Verkehr erweiterten ihre Anschauungen. Ohnehin war die Herrschaft Putlitz ein Unterlehn des Bistums Havelberg, und Mecklenburg seit 1319 Oberlehnsherr*).

Nahe am Zusammenfluß der Havel und Elbe, auf den sogenannten Seegebergen, hatte vor mehr als dreihundert Jahren die alte wendische Burg Prizlava oder Prinzlowe**) gestanden, und noch jetzt heißt eine hier vorhandene, wahrscheinlich dazu gehörige Wiese die Prenzlow***).

*) v. Ledebur, Archiv Tl. II. S. 172.

**) Caspar Abels sächs. Altertümer, S. 402.

***) Bekmann, Beschreibung der Mark. Tl. V. B. I. Kap. VIII. S. 31. 33.

Mancherlei jetzt verschollene Sagen wußten die Quitzhövelschen Burgleute davon zu erzählen, welche das Gemüt der Knaben, die die nahe gelegene Stelle oft besuchten, lebendig aufregten. Aber die Seegeberge waren noch in anderer Beziehung eine wichtige Stelle*). Im Jahre 1056 war hier auf diesen, jetzt mit Eichen bewachsenen Bergen eine große Schlacht zwischen den Wenden und Sachsen, welche letzteren der Markgraf der Nordmark, Wilhelm, befehligte, bei der obgedachten Burg geliefert. Markgraf Wilhelm wurde dabei erschlagen mit vielen der Seinigen, und die übrigen nach verzweifelter Gegenwehr in den Strom gejagt. Kaiser Heinrich III. nahm den Verlust dieser Schlacht so sehr zu Herzen, daß er aus Betrübnis darüber starb. Aber schon im nächsten Jahre rückte ein großes Heer der Sachsen an, und es kam auf der nämlichen Stelle zu einer Schlacht, in welcher die Wenden gänzlich geschlagen wurden**). Von diesem Siege haben die Berge den Namen Siegberge, aus welchem in der niederdeutschen Mundart Seegeberge geworden ist. Die gewöhnliche Volksmeinung schreibt diesen Sieg über die Wenden irriger Weise Heinrich dem Vogelsteller zu. Daß es auch über diese Begebenheit nicht an allerlei Sagen gefehlt hat, läßt sich wohl denken, namentlich über Markgraf Wilhelms Tod, dessen Körper nicht auf dem Schlachtfelde gefunden wurde. Eine Menge nach und nach ausgepflügter Schwerter, Spieße, Panzerstücke, Pferde- und Menschenknochen lieferten den Beweis für die Schlacht***).

Auch in Rühstädt, nicht weit von Wilsnack, verweilten die Quitzows oft. Das hiesige Schloß war sehr fest, und aus der Mitte desselben ragte ein hoher runder starker Turm empor, auf dessen Zinne man mittels 96 Stufen gelangte†). An den Grabmälern und Särgen der Ahnen erwachte lebendiger das Andenken an ihre Thaten, und die Vorzeit erschien im rosigen Lichte lebendiger Gegenwart.

Oft sprach auch Besuch von der Umgegend ein; besonders gern wurden Busso Gans v. Putlitz und dessen Bruder Achim gesehen. Beide liebten die Familie und besonders die Knaben. Die Edlen v. Putlitz gehörten zu den begütertsten und mächtigsten Familien des Landes. Erst im vorigen Jahre im Frühling war ihr alter Vater Otto zu seinen Vätern heimgegangen, nachdem er und seine beiden Söhne von Markgraf Otto von Brandenburg zu gesamter Hand (gemeinschaftlich) mit dem Lande zu Wittenberge belehnt worden waren††). Nur durch diese

*) A. a. O. B. II. Kap. V. S. 213.

**) Caspar Abels sächs. Altertümer, S. 402. 403.

***) Entzelt, Chronica Edd. Sagittar. S. 67.

†) Bekmann, Beschreib. d. Mark. Tl. V. B. II. Kap. V. S. 214.

††) 1373 wird er zum letzten Male genannt. Gerken Cod. diplom. II. S. 652. 653. Bekmann, Beschreib. der Mark. Tl. V. B. II. Kap. VIII. III. S. 333.

Besitzung hingen sie mit der Mark Brandenburg zusammen. Doch war Achim schon seit mehreren Jahren markgräflich brandenburgischer Erb-Marschall, eine Würde, welche vor ihm Gebhard v. Alvensleben bekleidet hatte. Außerdem waren die Putlitzer bischöflich Havelbergisch und Mecklenburgisch. Beide gehörten zum höheren Adel, wie dies der Titel „Edele", welchen die von niederem Adel nicht führten, andeutete.